

## Das letzte Duell

VON JOSEF JOFFE

Shakespeare hätte daraus vielleicht ein Königsdrama à la Richard III. gemacht. Hier Gloster/Castro im „Winter unsers Mißvergnügens“, dort Richmond als Johannes Paul II., der zum Schluß deklamiert: „Cuba war lang im Wahnsinn, schlug sich selbst... Zerbrich der Bösen Waffe, gnädig; ger Gott... Getilgt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen;/ Daß er hier lang blüht, Gott, sprich Amen!“

Der Papst und der Comandante, das ist wahr, begegnen einander nicht als Todfeinde auf dem Schlachtfeld von Tamworth. Seitdem Castro 1996 dem Widersacher im Vatikan die Aufwartung gemacht hat, verbindet die beiden eine Mischung aus Faszination, Respekt und vielleicht auch Zuneigung. Hernach jedenfalls hat Castro von einem „mächtigen emotionalen Erlebnis“ geschwärmt, von einem „Wunder“ gar und von des Papsstes „Größe“ und „brillantem Intellekt“. Damals lud er den Oberhirten auch nach Cuba ein, wo dieser bis Sonntag tun darf, was seines Lebens Mission ist – eben die Mission, die er seit 1978 in 116 Länder getragen hat.

Trotzdem darf die Wärme des Empfangs, die der eine „Titan“ dem anderen bereitet hat, nicht darüber hinwegtäuschen, daß es hier tatsächlich um Leben und Tod geht. (Wie üblich saßen ARD und ZDF nicht in der ersten Reihe; wer den Prolog des epischen Dramas in seiner ganzen Breite betrachten wollte, mußte auf CNN zurückgreifen.) In den Gestalten dieser beiden alten Löwen, beide in den Siebzigern, prallen zwei feindselige Prinzipien aufeinander. Einer demokratischen Institution steht zwar weder der Katholik noch der Kommunist vor. Aber beide kämpfen um die Seele der Menschen, und das mit einander ausschließenden Bekenntnissen: hier das Himmelreich, dort das sozialistische Paradies auf Erden; hier die Herrschaft Gottes, dort die Macht des *máximo líder*; hier das Evangelium, das Menschenrechte und -würde heischt, dort der leninistische Polizeistaat, der bis vor kurzem Christen den Beitritt zur KP versperrte.

Johannes Paul geißelt zwar wie Castro den Kapitalismus, aber auch die lateinamerikanische „Befreiungstheologie“ ist ihm ein Greuel, weil sie Gewalt und neues Unrecht predigt. Zwischen diesen beiden kann es also keinen Kompromiß geben, und deshalb fragt sich der erstaunte Laie zu Recht, zu welchem Behufe dieses grandiose Spektakel mit seinen 4000 Journalisten inszeniert worden ist.

Ein Witz, der in Cuba die Runde macht, antwortet: „Der Papst kommt, um die Hölle aus erster Hand kennenzulernen.“ Die zweite, ernsthafte Antwort lautet: um die Botschaft des Evangeliums zu predigen – wie überall in den 116 Ländern, die der Papst schon besucht hat. Die dritte Antwort: Dieser

Johannes Paul ist ein Realpolitiker und Stratege vom reinsten Wasser, der die allerletzte Bastion des Kommunismus in der christlichen Welt schleifen will. Somit würde sich an seinem Lebensende jener Kreis schließen, der 1979 in Polen begann: Als der vormalige Karol Wojtyła mit seiner ersten Reise bewußt den Aufstieg der Solidarnosc und den alsbaldigen Fall des Jaruzelski-Kommunismus beförderte (übrigens im stillen Zusammenspiel mit Ronald Reagan).

Natürlich verspricht sich Castro von der Visite das Gegenteil: Legitimation nach außen, die Dämpfung des „Mißvergnügens“ im Inneren eines Landes, dessen Sozialprodukt seit Ende der Sowjet-Subsidien 1991 (vier Milliarden Dollar pro Jahr) um gut 25 Prozent abgestürzt ist. *Beide* können das zähe Duell offensichtlich nicht gewinnen, und das macht dieses Drama mit offenem Ausgang so spannend – zumal als stiller Dritter auch die USA im Spiel sind.

Washington könnte den Sturz des Diktators *sofort* einfädeln, indem es das Totalembargo aufhebt. Nichts würde das Regime schneller hinwegschwemmen als Horden von amerikanischen Touristen, Journalisten und Investoren. Aber das wird so schnell nicht geschehen. Es ist ja nicht die mythische Macht der Exil-Cubaner, die das Embargo festschweißt, sondern ein Ur-Trauma aller Amerikaner: Die einzige existentielle Bedrohung in ihrer Geschichte war eine cubanische – als Castro 1962 sowjetische Atomraketen in sein Land ließ.

Überdies fürchtet Castro das Ende des Embargos mehr als alle Helms und Burtons zusammen. Denn das wäre der Verlust seines besten Herrschaftsarguments: daß alle ökonomischen Übel im Lande *Made in U. S. A.* seien. Dennoch wäre jetzt zumindest der Moment eines Versuchs gekommen. Wie die EU es Ende 1996 beschloß, müßte Washington statt des Alles-oder-Nichts ein Quidproquo anbieten: die Zug-um-Zug-Zusammenarbeit im Tausch für konkrete Menschenrechtserleichterungen. Zumindest könnte dann Castro nicht mehr den amerikanischen Buhmann für seine Zwecke instrumentalisieren.

Daß sich aber 1998 das polnische Wunder wiederholt, ist ausgeschlossen. Die Kirche war seit Kriegsende die stärkste Antikraft in Polen; die cubanische war es nie und wird es nicht sein. Auch steht Cuba nicht vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch wie Ende der achtziger Jahre der gesamte Sowjetblock. Mit einigen Reförmchen, etwa der Legalisierung des Dollars, hat es Castro geschafft, den absoluten Tiefpunkt von 1993 zu überwinden. Man darf nur auf eines wetten: Die 1800 Jahre alte Kirche wird länger leben als das knapp 40 Jahre alte Regime der verblässelten Fidelistas.